

Hans Christoph Buch

BACKWAY: Bericht aus Gambia, einem vom Rest der Welt vergessenen Land

Die gute Nachricht vorab: Der Präsident von Gambia, der englischsprachigen Enklave im frankophonen Senegal, hat sich nach reiflicher Überlegung, wie er sagt, gegen weibliche Genitalverstümmelung ausgesprochen, wie die traditionell übliche Beschneidung junger Frauen und Mädchen hierzulande heißt. Die schlechte Nachricht: Gleichzeitig erklärte der Präsident sein Land zum islamischen Staat. Wie passt beides zusammen? Cheikh Alhadj Professor Dr. Yahya Abdul-Aziz Jemus Junkung Jammeh Babili Mansa, so der volle Name des Präsidenten – sein christlicher Vorname ist Alphonse - war stets für Überraschungen gut, seit er sich als 29-jähriger Leutnant an die Macht putschte und seinen Vorgänger Jawara absetzte, einen Ex-Tierarzt, der, heute wieder, unbehelligt und hochbetagt, in Gambia lebt. Der Putsch selbst war unblutig – erst später hat Jammeh, der den Kleinstaat seit 21 Jahren diktatorisch regiert, an Studenten, Gegnern und Rivalen blutige Exempel statuiert, während die Revolution vom 22. Juli keins der hochgesteckten Ziele erreichte, von denen unter dem Motto Vision 2020 auf Propagandatafeln die Rede ist: Ausrottung von Hunger, Armut und Arbeitslosigkeit. Stattdessen werden Kritiker ausgerottet oder mundtot gemacht, die Finger auf die Wunden legen und die Misswirtschaft beim Namen nennen.

Gambia ist ein *colonial backwater*, wie man auf Englisch sagt, im wahren Sinn des Worts – nicht nur, weil Gezeitenströme den Fluss versalzen und in Brackwasser verwandeln. Die Mangrovenwälder, natürliches Habitat seltener Pflanzen und Tiere, wurden zu Holzkohle verarbeitet und müssen mühsam aufgeforstet werden, und die Wüste ist auf dem Vormarsch. Der Harmattan, staubtrockener Saharawind, überzieht die Feuchtgebiete mit Sand, der sich auf Mangobäumen und Kokospalmen, Clubsesseln und Sofas ablagert, die überall zum Verkauf stehen, Prestigeobjekte aus der Konkursmasse des British Empire. Am Straßenrand die üblichen Verdächtigen: Bürogebäude der Vereinten Nationen, deren Unterorganisationen zahlreich vertreten sind, weil Gambia als 185. von 195 Staaten zu den ärmsten Ländern der Welt gehört. Daneben die EU-Mission, deren Botschafterin ausgewiesen wurde, als sie sich erfrechte, Menschenrechtsverletzungen anzuprangern. Und, gesichert durch mannshohe Mauern und NATO-Draht, die selbst ernannten Schutzmächte England und USA, zu denen sich neuerdings China gesellt, alle drei „not amused“ von der Erklärung des Präsidenten, Gambia sei ein „islamischer Staat“ – was immer das bedeuten mag. Die größte Moschee des Landes trägt den Namen ihres Sponsors,

des saudischen Königs Fahd, auch Katar und andere Golfstaaten haben Koranschulen und Moscheen errichtet, während der libanesische Geschäftsmann Hussein Tajudeen mit Profiten aus Gambia die schiitische Hisbollah-Miliz finanziert. Es gibt indische und arabische Restaurants, aber auch katholische Kirchen, anglikanische Schulen und evangelikale Gebetshäuser ohne die anderswo übliche Sicherheitsarchitektur, dazwischen der unkontrollierte, kaum durchschaubare Wildwuchs der Hilfsdienste und Nichtregierungsorganisationen, deren keineswegs selbstlose Arbeit den Laden am Laufen hält, sowie Versicherungen und Banken aus Afrika oder dem Mittleren Osten, die vom Chaos profitieren, indem sie der am Rand des Bankrotts lavierenden Regierung Geld leihen – zum horrenden Zinssatz von 22 Prozent.

Nicht nur Staatsbetriebe wie Fähren, Wasser- und Elektrizitätswerk sind pleite, auch die Firmen und lukrativen Ländereien, die Jammeh, der reichste Unternehmer und Grundbesitzer des Landes, sich unter den Nagel riss, schreiben rote Zahlen. Außer Erdnüssen, einer Hinterlassenschaft der Kolonialzeit, exportiert Gambia nichts, im Gegenteil: Selbst Grundnahrungsmittel wie Reis müssen importiert werden trotz großspurig verkündeter Agrar-Autarkie. Einzige Devisenquelle ist der Tourismus, der sich nur langsam vom durch Ebola bewirkten Rückgang erholt. Obwohl die Seuche Gambia verschonte, wird erst jetzt, mit Verspätung, über Früherkennung und Vorbeugung informiert, und der Staatschef behauptet allen Ernstes, einen Zaubertrank gegen Hexen und ein Heilmittel gegen Aids erfunden zu haben, das er an willkürlich aufgegriffenen Passanten ausprobieren lässt. Gleichzeitig vergleicht er Schwule und Lesben mit Moskitos, die er abklatschen will, und hat zusammen mit Pädophilen auch Homosexuellen den Krieg erklärt. Und während sein Volk darüber rätselte, welche seiner drei Frauen die First Lady ist, erklärte Jammeh von heute auf morgen den Gebrauch von Plastiktüten für illegal - dass Stoffbeutel Geld kosten, steht auf einem anderen Blatt. Um sein Image zu verbessern, erließ er nach dem Besuch des US-Bürgerrechtlers Jesse Jackson eine Amnestie für Ex-Minister, Mörder und Vergewaltiger, nur hohe Richter, Generäle und Studenten, die sich in Internetforen despektierlich über den Präsidenten äußern, bleiben im Folterzentrum Two Miles inhaftiert, und die Amnestierten dürfen Gambia nicht verlassen, weil ihre Ausweise ungültig sind. Wegen technischer Pannen werden keine neuen Papiere ausgestellt, und das ist nicht mal eine Ausrede!

„Jeder will weg von hier, lieber heute als morgen, egal wohin“, sagt Pabi, ein 28jähriger Rap-Sänger, der sich mit gebrauchten Handys und Laptops ein schmales Zubrot verdient. Einen Job kriege nur, wer Minister oder Beamte

besticht; außer bei Armee und Polizei gebe es keine Arbeit, und auch die werde schlecht oder gar nicht bezahlt. „Gib mir was fürs Wochenende“, sagte ein Soldat heute Morgen, der stundenlang am Checkpoint in der prallen Sonne stand, und ich bot ihm einen Schluck Wasser an.“ 95 von hundert Jugendlichen wollten auswandern, fügt Pabi auf Nachfrage hinzu, aber nur fünf erreichten Europa und schickten Geld an ihre Familien, die sich die Reisekosten vom Munde absparten. Er liebt Nordamerika, das laut Alex Haleys Bestseller „Roots“ von aus Gambia verschleppten Sklaven besiedelt wurde, aber er nähme auch mit Berlin Vorlieb, weil ihm der Name der Stadt gefällt. „Zwei Wege führen ins Gelobte Land – der Königsweg mit Flugzeug und Visum über Griechenland und die Türkei, oder der Todesmarsch durch die Sahara und die lebensgefährliche Fahrt übers Mittelmeer.“ *Back Way* heißt der Fachausdruck dafür, und unter diesem Motto findet ein Open-Air-Konzert statt, um Solidarität mit den Opfern zu bekunden. Ein Freund von ihm, sagt Pabi, habe den Todesmarsch überlebt und ihm erzählt, wie eine junge Frau aus Eritrea ihr Baby verdursten sah und, als sie Banditen in die Hände fiel, ihr Bargeld verschluckte. Zur Strafe wurde sie vergewaltigt, und die Räuber ließen sie mit aufgeschnittenem Bauch, dem sie das Geld entnahmen, am Wegrand zurück. „Ich könnte weinen, wenn ich an Mutter Afrika denke, aber ich habe keine Zeit dazu, denn ich muss das Haus meiner in Deutschland lebenden Schwester vor Dieben schützen.“ Erst gestern hat ein Einbrecher versucht, seinen Laptop zu stehlen und mit einer Angel durchs Gitterfenster zu hieven - den Dieb kennt er persönlich und ist ihm nicht mal böse.

Außer im Staatsdienst gäbe es keine Jobs, setzt Pabi abschließend hinzu: 1,8 Millionen Gambianer vegetierten ohne Hoffnung dahin, und der Präsident verteile Geldgeschenke und Autos an Griots genannte Sänger aus Senegal, damit sie ihn und sein Regime mit Lobliedern preisen.

Der Kontrast ist unübersehbar: Das von Pabi gehütete Haus liegt am Rand eines Bolzplatzes, auf dem Kinder Fußball spielen und magere Ziegen weiden, während beißender Rauch von der benachbarten Müllhalde steigt. Ganz anders die Villa des christlichen Libanesen Charbène Hajj, der in Gambia aufwuchs und schon in dritter Generation hier lebt. Grimmige Wachhunde, die sich im Näherkommen als harmlos erweisen, schützen das am Meeresufer gelegene Grundstück, das sein Großvater für einen Apfel und ein Ei erwarb. Hinter der hohen Mauer wächst ein tropischer Paradiesgarten, in dem Wasser plätschert, und der Gastgeber führt uns durch die moderne Einbauküche zum reich gedeckten Tisch. Seine Frau trägt Goldschmuck, der Hausherr Jeans und offenes

Hemd. Er zeigt auf den mit Lichterketten verzierten Weihnachtsbaum – eine Plastiktanne, weil Nadelbäume aus London sündhaft teuer sind und er Weihnachten mit der Familie in Dakar feiert. Die Einstufung als islamischer Staat habe nichts zu bedeuten, meint Mr. Hajj. Christen und Muslime lebten in Gambia friedlich zusammen, und auch die Moslems tranken gern Bier: „Prost!“ – „Und was ist mit Ihrem Landsmann Tajudeen, der angeblich die Hizbollah finanziert?“ – „Die Regierung wies ihn aus, weil sein Supermarkt Tiefkühlhühner verkauft, deren Haltbarkeitsdatum abgelaufen ist. Hussein versteht sich gut mit Jammeh, und soviel ich weiß, ist er wieder im Land.“ – „Kennen Sie den Staatschef persönlich?“ – „Ich bin ihm nie begegnet. Aber bei allem Schlechten, was man über ihn sagt, müssen Sie bedenken, dass das Stehlen und Plündern nach jedem Machtwechsel neu beginnt. Jammeh hat Gambia modernisiert – schauen Sie sich den Flughafen an!“ Er nimmt seine Tochter in den Arm und schaukelt sie auf den Knien. „Man lässt mich und meine Familie in Ruhe. Hoffen wir, dass es so bleibt - Inshallah!“

H. C. Buch lebt, wenn er nicht auf Reisen ist, in Berlin. Sein Essay „Boat People – Literatur als Geisterschiff“ erschien 2014 in der Frankfurter Verlagsanstalt.